



# SOZIALDEMOKRATISCHER PRESSEDIENST

P/VII/86

BONN, Friedrich-Ebert-Allee 170  
Fernsprecher 376 54-59  
Fernschreiber 039 890

Hinweise  
auf den Inhalt:

12.4.52

Die zweite russische Note	S. 1
Die Ja-Sager wanderten nach Norden (Bericht aus Tunesien)	S. 3
Glosse: SS-Eier	S. 5

## Die zweite Etappe

sp. Diese ganze Woche wird ausgefüllt sein von Beratungen in den Hauptstädten der Westmächte und in Bonn über die russische Note, die kurz vor Ostern veröffentlicht wurde. Kritik und Wertung konnten bisher nur vorläufig und unverbindlich sein. Darin aber stimmte man überein: eine eigentlich neue Note war es nicht, höchstens die Wiederholung der ersten vom 10. März mit einigen neuen Akzenten.

Der wichtigste war das Eingehen auf die seinerzeit ganz übergangene Frage, wie man zu einer gesamtdeutschen Regierung kommen könne. Die Russen haben jetzt erklärt: Die Frage der Durchführung freier gesamtdeutscher Wahlen soll nun unverzüglich von den Regierungen der vier Mächte erörtert werden. Die Einschaltung der UNO wird abgelehnt, ihre Kompetenz bestritten - zu Unrecht. Davon abgesehen bedarf dieser Punkt vor jedem anderen der Klärung, denn er bildet den Hebel für alle weiteren Massnahmen. Der stellvertretende Vorsitzende der SPD hat dazu bereits erklärt, aus diesem Vorschlag dürfe keineswegs so etwas wie ein neuer Kontrollrat, womöglich mit wiedererstehendem Vetorecht, werden.

In allen anderen wesentlichen Punkten haben die Sowjets die Thesen ihrer Note vom 10. März unterstrichen: Kein vertraglicher Anschluß eines künftig wiedervereinten Deutschlands an eine Macht- oder Mächte-

gruppe, die mit Deutschland im Kriege lag; Aufstellung einer deutschen Nationalarmee mit defensiver Zweckbestimmung; Anerkennung der Oder-Neisse-Linie als künftiger deutscher Grenze im Osten. Es gibt Stimmen, die sagen, schon wegen dieser Forderungen oder zumindest der letzten von ihnen, habe es überhaupt keinen Zweck, mit den Russen zu verhandeln. Das aber würde den Verzicht selbst auf den Versuch einer Lösung bedeuten, der unternommen werden muss, ob seine Aussichten gut, gering oder gleich Null sind. In einer so ungeheuer verhärteten Situation pflegt kein Partner, noch dazu vor dem Beginn von Gesprächen, die Karten auf den Tisch zu legen und die äussersten Grenzen seines Entgegenkommens bekannt zu geben oder auch nur anzudeuten. Sie allmählich zu erkennen, ist ja erst der eigentliche Inhalt der Verhandlungen selbst.

Man hat gesagt, die Formel, über die die Sowjets neuerdings zu reden bereit seien, hiesse: 'Bewaffnete Neutralität' und diese neue russische Formel sei dem deutschen Volk auf den Leib geschrieben. Das wäre noch zu beweisen. Zunächst aber ist es eine sehr gefährliche Formel. So liegt z.B. die Vermutung nahe, die Sowjetunion könnte versuchen, ein so neutralisiertes Deutschland im Laufe der Zeit durch das Versprechen, die Gebiete jenseits der Oder und Neisse zurückgeben zu lassen, auf die eigene Seite herüberzuziehen. Aber dieses ganze Thema ist in Wahrheit nicht aktuell. Andere Dinge sind zunächst wichtiger. Auf die Reihenfolge der einzelnen Etappen bei dem Verfahren zur Wiederherstellung der deutschen Einheit kommt es entscheidend an. Dies berücksichtigt mit ihrem, freilich im einzelnen noch unzureichenden Eingehen auf den Kern der westlichen Note - freie gesamtdeutsche Wahlen - selbst die russische Antwort. Das ist nicht viel, aber es ist etwas.

Die Note aus Moskau habe enttäuscht, weil sie nicht den erwarteten Kurswechsel gebracht habe, äussersten Stimmen aus Washington und auch anders woher. Das klingt, wenn es nicht Zweckoptimismus ist, einigermaßen naiv. Niemand konnte ernsthaft annehmen, dass die Russen so schnell auf propagandistische und den Westen diffamierende Wendungen verzichten und, wenn sie einen Kurswechsel beabsichtigen, dies heute bereits aller Welt offenbaren würden. Es bleibt nichts anderes übrig, als den mühsamen Weg der Verhandlungsanbahnung weiter zu gehen. Diese zweite Etappe darf nicht die letzte sein. Das hat diesmal auch die Bundesregierung eingesehen, deren erste Stellungnahme durch wohlthuende Zurückhaltung gekennzeichnet war.

Auf der Suche nach dem Stamm der Beni-Qui-Qui

(Von unserem tunesischen Mitarbeiter El Ochbi ben Mohammed)

Die Stammesverfassung der Völkerschaften im Randgebiet der Wüsten oder auch in den Oasen befindet sich seit vielen Jahren in Auflösung. Noch gibt es einige Stämme im Marokkanischen Atlas, im Süden Algeriens und auch in Tunesien. Aber die Mehrzahl der Bevölkerung hat sich aus dem alten Stammesverband gelöst, und von den alten Stämmen verbleiben als Erinnerung nur die Namen der Landschaften und ihrer Bewohner.

Unter den Stämmen, die sich auflösen und deren Spuren im Sande des wasserarmen Südens der Regentschaft Tunis verwehen, befindet sich auch der Stamm der Beni-Qui-Qui. Er war von jeher eine eigenartige Gemeinschaft, der Stamm der Beni-Qui-Qui, zusammengesetzt aus jenen, die nach Amt und Würden streben und daher stets bereit sind, zu allem Ja zu sagen. Daher sein arabisch-französischer Name; Beni heisst "Söhne" und wird im nordafrikanischen Sprachgebrauch für den Begriff der Stammesgemeinschaft verwendet; und "oui" heisst bekanntlich ja.

Der Stamm der Beni-Qui-Qui stammt nicht aus biblischer Zeit, sondern aus der Epoche der Geschichte, in der französische Truppen aus Algerien in Tunesien einmarschierten und den damals von der Hohen Pforte in Stambul abhängigen Bey dazu bewegten, den Protektorsvertrag von 1881 zu unterschreiben. Die türkische Herrschaft war unbeliebt und verbraucht. Man war daher lange Jahre hindurch den neuen Herren wohlgesinnt. Sie reorganisierten den tunesischen Staat nach europäischen Begriffen. Die Scheichs, die den Ortshaupten vorstanden, die Kaida, die den Kreis verwalteten, und schliesslich der Bey selbst hatten an sich wenig zu sagen. Aber sie hatten eine nicht unbedeutende repräsentative Rolle.

Alle diese Funktionäre bildeten seit 1881 lange Jahre hindurch den Stamm der Beni-Qui-Qui; den Stamm jener, die zu allem, was man ihnen vorschlug, Ja und Amen sagten. Auf dem Stamm der Beni-

Qui-Qui. beruhte das System der Verwaltung des Protektorats Tunis. Der Resident und die ihm nachgeordneten Beamten ordneten an, die Beni-Qui-Qui vollzogen nicht nur diese Anordnungen, sie hielten auch bei entsprechenden Anlässen blumenreiche Ansprachen, in denen die ewigen Werte der französisch-tunesischen Freundschaft gepriesen wurden. Dafür bezogen sie ein entsprechendes Gehalt. Die recht zahlreiche Familie lebte auf Staatskosten und brauchte nicht einmal Ja zu sagen. Dies war lediglich dem jeweils "regierenden" Familienoberhaupt zur Obliegenheit gemacht.

Doch die Zeiten ändern sich. Insbesondere in den einst von den Europäern abhängigen Kolonien vollzieht sich die Entwicklung von Jahrhunderten europäischer Geschichte in wenigen Jahren. Die Stämme des Kamelzeit-alters sterben aus. An ihre Stelle treten Landarbeiter, Schofföre, Schullehrer und moderne Kaufleute. Und mit dem modernen Denken vollzieht sich jene Umschichtung, die man heutzutage als Entstehung der Nation bezeichnet. Ihr ist der Stamm der Beni-Qui-Qui zum Opfer gefallen. Er hat sich seit langem aufgelöst. Aber es gibt Diplomaten und Politiker, die dies nicht verstehen. Sie glauben sozusagen an die Auferstehung. Wenn man einige Unbotmässige in die Palmenhaine ferner Oasen schickt, dann - so denken sie - wird der Stamm der Beni-Qui-Qui wieder wie durch ein Wunder auferstehen. Sie irren sich. Die Zeiten haben sich gewandelt und die Politik der starken Hand hat keine Zauberkraft.

Zumindest verhalten sich die Dinge in Tunesien so. Böse Zungen allerdings behaupten, der Stamm der Beni-Qui-Qui sei gar nicht aufgelöst. Er sei nur ausgewandert, nach Norden in ein fernes, kohlenreiches Land jenseits des blauen Mittelmeers. Anscheinend handelt es sich um eine Entwicklung mit umgekehrten Vorzeichen. In Tunesien sterben die alten Stämme aus; im fernen, kohlenreichen Land jenseits des Mittelmeers aber hat sich der Stamm der Beni-Qui-Qui unter der bewährten Führung des Stammältesten El-Qued-el-Kebir ben Ali neu gebildet und führt dort anscheinend ein einträgliches Dasein...

SS - Eier

Keine Bange, es geht diesmal nicht um Himmlers brave Elite, obwohl das keineswegs so ungewöhnlich wäre. Es geht um ganz gewöhnliche Hühnereier, und es ist höchstens das Besondere an diesen Hühnereiern dran, dass sie ungewöhnlich gross sind.

Seit jener lang vergessenen Zeit, da man die Eier noch im grossen nach Mandel oder Stieg - und im kleinen, was Mark und Pfennig anbelangt - einkaufte, haben wir gelernt, das einzelne Stück zu schätzen und haben dabei die individuellen Unterschiede entdeckt. Ei ist nicht Ei, und da das so gross ist, teilte man die Eier in Klassen ein. Es gab fortan je nach Grösse, oder besser nach Gewicht, die Klassen A, B, C und D für die gewöhnlichen Sorten und die Klasse S - Sonderklasse - für das Elitewicht. In guten Zeiten hatte der Konsument dank dieser Sortierung die Auswahl zwischen fünf Sorten, in schlechten war es dank dieser segensreichen Einrichtung den Hühnern möglich, nur die Fassung C und D zu liefern.

Nun, die schlechten Zeiten sind vorbei, und die Eier haben an Grösse offensichtlich derart zugenommen, dass man sich genötigt sah, die Klasse S noch einmal zu unterteilen. Seit kurzen gibt es Sondereier und Supersondereier auf dem Markt, und der Händler sagt zu dieser Einteilung, dass sie den internationalen Gepflogenheiten entspreche und etwa dem holländischen System gleichkomme, das auch sechs Klassen habe, wobei die Klasse Null dann mit der neuen SS übereinstimme.

Nun, das mag richtig sein, und geschäftstüchtige Leute waren die Holländer von jeher; mit einer neuen Klasse lässt sich auch wieder ein Pfennig mehr herausholen. Den Konsumenten wundert nur eines: dass die Dimensionen der Hühnereier in der Nachkriegszeit von Jahr zu Jahr zugenommen haben; der Segen der Marktwirtschaft ist damit offensichtlich geworden, er reicht auf der einen Seite produktionsfördernd bis in den Hühnerstall und auf der anderen gewinnheischend bis in das Portemonnaie des Verbrauchers.

R.G.

Verantwortlich: Peter Raunau